Pattwór von Wadrán

Wolfsgeheul

Die Wadrán-Chroniken

Erstes Buch

Roman-Homepage

Impressum:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Text und Bilder: © 2025 von Wadṛán, Pattwóṛ
Einige Illustrationen wurden unter Zuhilfenahme von bildgenerierender KI (Dall-E 3) erstellt.
Umschlaggestaltung: © 2025 von Wadṛán, Pattwóṛ
Alle Rechte Vorbehalten

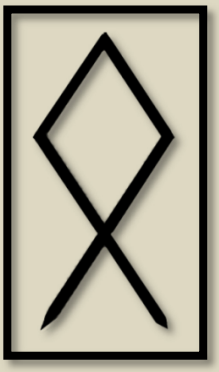
Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
https://www.bod.de

Roman-Homepage:
http://www.wadran-chroniken.de

ISBN: 978-3-7693-7636-4

Wolfsgeheul

Pattwór von Wadrán



„oþalan“

Prolog

»Wohin du auch gehst,
geh mit deinem ganzen Herzen.«
– Konfuzius

Meine Großmutter sagte mir, es gäbe keine Monster, als ich ihr von jenem schockierenden Ereignis im Penn Valley Park erzählte – dem Beginn einer Reihe mysteriöser Vorfälle, die mich und meine Jugend tief geprägt haben.

Ich war ein misstrauischer, schreckhafter Junge, der kaum Anschluss fand. Grandma vermutete, dass der Mangel an sozialen Kontakten die Ursache für mein auffälliges Verhalten sei.

Wie sollte ich Sicherheit im Umgang mit anderen gewinnen und mich später in einer Führungsrolle behaupten, wenn ich nicht richtig gefördert und angemessen sozialisiert würde? Nur der Besuch einer privaten Internatsschule könne das gewährleisten, meinte sie – und machte meinen Eltern große Vorwürfe, weil sie ihrem Rat nicht folgten.

Sie verstand nicht, warum ich abweisend war und niemanden an mich heranließ. Wie sollte sie auch? Ich verschwieg ihr das meiste, denn es war mir von meinen Eltern streng verboten worden, von jenen Ereignissen zu erzählen, die der wahre Grund für mein Verhalten waren – jene Ereignisse, die mir die kindliche Unbeschwertheit und das Bild einer heilen Welt raubten.

Trotzdem konnte ich nicht verstehen, warum man Kindern die grausame Realität – die Existenz von Werwölfen und anderen Kreatu-

ren – verschweigt, so wie es Grandma beharrlich tat, als ich ihr, entgegen dem Verbot meiner Eltern, von dem Werwolf erzählte. Etwa, um uns Jugendliche zu schützen, damit wir nicht bibbernd unter der Bettdecke Zuflucht suchen und keinen Fuß mehr vor die Tür setzen?

Ich wusste, dass sie existierten, denn ich hatte sie gesehen – mit eigenen Augen. Und das entlarvte Grandmas sicherlich gut gemeinte Behauptung als Lüge – und sie als Lügnerin. Dabei fürchtete ich nicht einmal die Werwölfe. Meine Monster hatten durchweg menschliche Gestalt.

Heute jedoch würde ich mit ihr nicht mehr so streng ins Gericht gehen. Inzwischen ist mir bewusst, dass meine Realität nicht ihre war. In ihrer Welt existierten keine Monster – und somit auch keine Werwölfe. Für sie war ihre Aussage die Wahrheit. Wenn sie log, dann nur aus Unwissenheit.

Im Gegensatz zu Grandma hörte mir Granny, meine Großmutter mütterlicherseits, immer zu, wenn ich mit Problemen zu ihr kam. Sie stand mir bei und versuchte mir tatkräftig zu helfen. Ich nannte sie Granny, weil sie klein und von zierlicher Gestalt war. Sie war warmherzig und aufgeschlossen – das genaue Gegenteil meiner Großmutter väterlicherseits, die ich stets Grandma nannte. Grandma wirkte eher kalt und unnahbar. Es ist leicht nachvollziehbar, dass ich mich mit Granny viel besser verstand. Sie war es auch, der ich mich letztendlich anvertraute.

Einst war ich Wolf Wilson, der Sohn erfolgreicher amerikanischer Unternehmer. Ich hatte schon recht früh feste Vorstellungen, anhand derer ich die Geschehnisse um mich herum bewertete – vor allem aber darüber, wie das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft zu funktionieren habe. Seitdem sind viele Jahre vergangen. Mittlerweile bin ich dreiundzwanzig Jahre alt und um zahlreiche Erfahrungen reicher. Ich glaube, mit gutem Gewissen behaupten zu können, dass ich in all den Jahren viele schöne, seltsame und, sagen wir mal, weniger schöne Erlebnisse gehabt habe, die viele meiner damaligen Sichtweisen erschüttert und mich nachhaltig geprägt haben.

Aus mir ist ein anderer geworden. Jetzt bin ich Pattwǫ́ṛ von Wadṛán vom Clan der Wadṛáns und möchte nun, da ich kurz vor der Erfüllung meines Schwures stehe und die Zeit meiner Rache gekommen ist, die Geschichte meiner Kindheit und Jugend erzählen.

Meine Eltern lernten sich während ihres Studiums an der Harvard University kennen. Dad war Ingenieur und beschäftigte sich mit dem Design neuartiger Materialien, deren Eigenschaften und Anwendungsmöglichkeiten in komplexen Systemen. Nach seiner Promotion erbte er Grandpas Konzern samt aller Liegenschaften und Ländereien und trat an die Spitze des Wilson-Imperiums. Gemeinsam mit Mom verließ er Cambridge, Massachusetts, und ließ sich in Kansas City nieder, wo sie Wilson's Manor bezogen – das elterliche Anwesen meines Vaters und Stammsitz unserer Familie.

Kaum angekommen, übernahm Dad die Leitung des Familienunternehmens und entband seinen älteren Bruder Matthew vom operativen Geschäft – obwohl dieser als Erstgeborener nach Familientradition eigentlich alleiniger Erbe und Konzernführer hätte sein sollen. Doch Onkel Matthew hatte sich als lebenslustiger Draufgänger ohne Gespür fürs Geschäft erwiesen und den Konzern beinahe in den Ruin getrieben. Wohl deshalb entschied sich Grandpa, mit der Tradition zu brechen, und setzte Dad kurz vor seinem Tod testamentarisch als Alleinerben ein. Onkel Matthew wurde mit unserem Anwesen in Palm Beach und einem zweistelligen Millionenbetrag abgefunden.

In seiner neuen Rolle als Konzerndirektor erschloss mein Vater neue Geschäftsfelder, strukturierte das Unternehmen grundlegend um und formte es zu einem modernen Hightech-Konzern. Damit brachte er das Unternehmen wieder auf Erfolgskurs. Auch auf gesellschaftlicher Ebene knüpfte er wichtige Kontakte zu Politik, Wirtschaft und Militär, die ihm zusätzlichen Auftrieb verliehen.

Meine Mutter war promovierte Betriebswirtin, doch ihr Herz schlug für die Botanik. Schon früh entdeckte sie ihre Liebe zu Pflanzen und widmete sich während des Studiums nebenbei der Hobbybotanik. Später fand sie einen Weg, Beruf und Leidenschaft zu vereinen: Sie

beteiligte sich an einem Fachbetrieb für Landschaftsgärtnerei und übernahm die Geschäftsführung. Ihr Engagement war maßgeblich für die Neugestaltung des botanischen Gartens in Kansas City.

Schon bald zählten meine Eltern zur High Society von Kansas City. Der Name Wilson hatte wieder Gewicht – weit über die Grenzen des Staates Kansas hinaus. Wir waren erfolgreich und sehr wohlhabend.

Zwei Jahre später kam ich zur Welt – ein sogenanntes Millenniumskind, geboren im Zeichen des Wolfes nach dem indianischen Kalender – für Astrologen ein besonderes Datum. Die Weichen waren auf kompromisslosen Erfolg gestellt, und mit meiner Geburt schien auch dem Aufstieg zur amerikanischen Musterfamilie nichts mehr im Weg zu stehen.

Dad war sogar als Kandidat für das Gouverneursamt im Gespräch. Eine politische Laufbahn hatte er jedoch nie anstrebt.

Über vierzehn Jahre hatte mein Vater das Unternehmen geleitet, als tiefgreifende Ereignisse über uns hereinbrachen und alles begann.

Am Anfang all jener Vorfälle, die das Ende unseres elitären Lebens in ausschweifendem Luxus einläuteten, stand ein gemeinsamer Spaziergang an einem Wochenende im Juni des Jahres 2012, der sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt hat.

Der Penn-Valley-Vorfall

»Gefahr versteinert Hasen
und erzeugt Löwen.«
– Friedrich Hebbel

Es war Freitag. Mom und Dad waren früher von der Arbeit heimgekommen. Sie wollten mit mir den Nachmittag verbringen. Wir waren in den Penn Valley Park gefahren, um dort ein wenig zu wandern. Später wollten wir noch in die Stadt zu einem Italiener fahren und dort Eis essen.

Der Park war nicht nur für Touristen ein beliebtes Ausflugsziel. Auch Einheimische suchten hier Erholung, um der Hektik des Alltags zu entfliehen, mal abzuschalten und die Natur zu genießen. Die Wege waren dementsprechend belebt. Überall war das Gemurmel sich unterhaltender Personen zu hören, in der Ferne kreischten spielende Kinder, und nirgends war man wirklich allein.

Unter *Natur genießen* verstand ich etwas anderes: dem Vogelgezwitscher lauschen, das Rauschen der Bäume hören, die Tiere bei ihrem Tagewerk beobachten – fernab von Stimmengewirr und Bewegung. Hier war das nicht möglich. Jedenfalls nicht zur Primetime der Outdoor-Aktivitäten. Vielleicht war ich komisch. Oder einfach nur stiller als andere Kinder.

Es war heiß, die Sonne stand in einem wolkenlosen Himmel, und selbst der Wind schien sich ausgeruht zu haben. Schon kleine Bewegungen reichten, um ins Schwitzen zu geraten. Für mich war jener Spaziergang allenfalls eine körperliche Betätigung – die lästige Pflicht,

bevor es zur Kür kam. Ich wollte so bald wie möglich zur Eisdiele. Dort war es kühl, und italienisches Eis liebte ich eh.

Gerade erzählte ich Dad vom Film *The Hunger Games*, den ich mir am Vorabend mit meinem Freund Ronald im Kino angesehen hatte, als Mom uns plötzlich unterbrach.

»Jack, schau mal zu der Bank da drüben. Da sitzt ein Mann, der uns schon die ganze Zeit beobachtet. Besonders Wolf.«

Dad und ich blickten hinüber. Der Mann sah ungepflegt aus, ausgemergelt, seine Kleidung war schmutzig und voller Löcher. Er sah aus, als hätte er seit Monaten kein Dach mehr über dem Kopf gehabt – oder sich gewaschen. Sein strähniges, dunkelblondes Haar hing zerzaust bis zu den Schultern. Sein Gesicht war unter einem wirren, ungepflegten Bart kaum zu erkennen, und seine Haut wirkte ledrig, schmutzig – wie ein Stück altes Leder, das zu lange in der Sonne gelegen hatte. Seine Bewegungen waren langsam, fast kraftlos, wie bei jemandem, der mehr durch die Welt schlich als ging. Ich wollte ihn nicht anfassen müssen. Nicht einmal aus Versehen.

»Lass ihn doch gucken, wenn er nichts Besseres zu tun hat«, sagte Dad beiläufig. »Das ist bestimmt so ein perverser Päderast, der sich an vorbeilaufenden Kindern ergötzt. Anders kann ich mir sein Verhalten nicht erklären. Mach dir keine Sorgen, Mary-Sue. Gefährlich sind solche Leute nur für Kinder ohne Begleitung.«

Ich runzelte die Stirn und schaute zu ihm hoch. »Was ist denn ein Päderast?«

Er wandte sich mir zu und erklärte: »Jemand, der sich zu Kindern hingezogen fühlt und schlimme Sachen mit ihnen anstellt, Wolf.« Seine Augenbrauen hoben sich dabei bedrohlich.

Ich schaute wieder zu dem Mann, der sich jetzt erhob und in unsere Richtung ging.

»Der sieht aber nicht böse aus, Dad«, sagte ich.

»Das ist ja gerade das Heimtückische«, erwiderte er. »Es steht ihnen nicht auf der Stirn geschrieben. Jeder Fremde könnte einer sein. Egal ob sauber, dreckig, reich oder arm. Wenn dich also jemand anspricht und mitnehmen will – lauf weg, Wolf! Hast du verstanden?«

»Ja, Mom. Aber was ist, wenn der Mann wirklich lieb ist? Wenn er zum Beispiel Hilfe braucht?«

Dad blieb stehen, ging vor mir in die Hocke und sah mir ernst in die Augen.

»Das ist das Gefährliche, Wolf. Du kannst Menschen nicht einschätzen. Deshalb geh immer vom Schlimmsten aus. Kein Erwachsener braucht die Hilfe eines Kindes. Wenn er das behauptet, lügt er.«

Ich grinste. »Dann brauche ich am Wochenende den Tisch ja nicht mehr decken.«

Beide lachten, und Dad wuschelte mir durch die Haare.

In dem Moment trat der Mann zu uns. »Sir? Entschuldigen Sie, Sir! Ich bin obdachlos. Hätten Sie vielleicht ein oder zwei Dollar für mich?«

Eine Duftwolke aus altem Schweiß, Urin und Schmutz schlug uns entgegen. Ich verzog das Gesicht und trat instinktiv hinter Dad.

Er sah den Mann kurz an, dann sagte er: »Zwei Dollar willst du? Ich geb‘ dir zehn. Kauf dir was zu essen.«

Er zog eine Zehn-Dollar-Note aus der Tasche und reichte sie ihm. Der Mann wirkte überrascht – fast wie jemand, der mit Ablehnung gerechnet hatte.

Wir drehten uns um und wollten weitergehen. Doch da rief er uns wieder nach und stellte sich uns in den Weg.

»Sir, das kann ich so nicht annehmen. Lassen Sie mich dafür etwas tun.«

»Du willst arbeiten?« Dads Stimme klang nun kühler. »Dann such dir einen Job.« Er zückte eine Visitenkarte. »Montag gehst du da hin. Wir finden schon was für dich.«

Der Fremde schüttelte den Kopf. »Ich... ich möchte lieber jetzt etwas tun.«

Dad atmete tief durch. »Ich hab dir eben eine goldene Brücke gebaut. Versau dir das nicht.«

Doch der Mann wich nicht. »Ich kenne mich sehr gut mit dem Ersten Weltkrieg aus. Ich könnte... ich könnte Führungen durchs Museum machen.«

Dad schob mich unmerklich zu Mom zurück. Ich spürte, wie ihre Hand sich fester um meine schloss.

»Muss ich noch deutlicher werden!? Ich geh sicher nicht mit einem verlausten Penner durchs Memorial! Was an *zieh Leine* verstehst du nicht!? Rede ich Chinesisch!?«

Ich erschrak. Mein Vater konnte sehr laut werden. Und sehr bestimmt. Trotzdem blieb der Mann, wo er war.

Er sah uns an – erst Dad, dann mich. Und in diesem Moment … war da etwas Seltsames in seinem Blick.

Nicht Bedrohung. Nicht Wut. Etwas wie... Traurigkeit? Oder Erkenntnis?

Er schien innerlich zu kämpfen. Als wollte er etwas sagen, das er nicht sagen durfte. Immer wieder wanderte sein Blick zum Liberty Memorial hinüber, das zu unserer Rechten lag – groß und ragte wie ein Radierstift in den Himmel.

Ich sah auch hin. Alles sah normal aus. Doch ein ungutes Gefühl breitete sich in meinem Bauch aus – wie eine Ahnung, dass etwas nicht stimmte, auch wenn ich es nicht benennen konnte.

Dann sagte der Mann leise, fast wie zu sich selbst: »Vielleicht interessiert sich ja Ihr Sohn für die Geschichte des Memorials … oder … für das, was darunter verborgen liegt.«

Seine Stimme bebte.

Und dann griff er nach mir.

Ich zuckte zurück.

»Wenn du meinen Sohn anfasst, brech‘ ich dir sämtliche Knochen!«, fauchte Dad.

Er packte den Mann am Kragen und schleuderte ihn zu Boden.

»Du hast deine goldene Brücke gerade eingerissen. Mach, dass du verschwindest!«

Plötzlich knackte und knirschte es neben mir im Gebüsch. Äste und Zweige brachen. Erschrocken fuhr ich herum und erstarrte vor Angst. Aus dem Gebüsch stürmte ein gewaltiges, behaartes Tier, richtete sich auf und sprang in unsere Richtung. Ich riss meine Augen auf und starrte das Monstrum an. Die Kreatur war weder Mensch noch Tier. Sie besaß sowohl physische Charakteristika eines Wolfes als auch die eines Menschen. Der Kopf war wolfsähnlich, massiv und das Gebiss sehr kräftig ausgebildet. Der Körper wurde von einer mächtigen Muskulatur geformt, die unter dem dichten, schwarzen Fell deutlich hervortrat. Rote, tribalartige Muster, ähnlich den Tätowierungen der Maori, zierten Kopf und Körper dieses Ungeheuers. Uns attackierte

ein leibhaftiger Werwolf, der meinen Vater um mehr als eine zwei Körperlängen überragte.

Entsetzt schrie ich auf.

Plötzlich knackte und knirschte es im Gebüsch neben mir. Äste brachen, Zweige wurden zur Seite gedrückt. Erschrocken fuhr ich herum – und erstarrte.

Ein gewaltiges, haariges Wesen sprang aus dem Dickicht, richtete sich ruckartig auf und raste in unsere Richtung. Mein Blick klebte an der Kreatur. Sie war weder ganz Tier noch ganz Mensch. Der Kopf – wolfsähnlich, massiv, mit einem Gebiss wie aus einer anderen Welt. Der Körper – von dicker, schwarzer Behaarung bedeckt und von mächtigen Muskeln durchzogen, die sich bei jeder Bewegung unter dem Fell abzeichneten. Rote, tribalartige Muster, wie von einem Maori-Tätowierer geschaffen, zogen sich über Körper und Schädel. Ein lebendiger Albtraum. Ein Werwolf. Und er war riesig – er überragte meinen Vater um mindestens zwei Körperlängen.

Ich schrie auf. Plötzlich wurde der Oberkörper des Wesens zur Seite gerissen – als hätte es einen Schlag getroffen. Seine linke Schulter explodierte regelrecht. Fast gleichzeitig zerriss ein scharfer Knall die Luft. Blut, Knochensplitter und Fell flogen auf uns zu. Ein wütendes Jaulen, gepaart mit tiefem Knurren, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Der Werwolf taumelte, versuchte, das Gleichgewicht zu halten, stolperte – und stürzte. Er krachte nur wenige Meter von uns entfernt auf den Boden.

Um uns herum geriet alles in Panik. Menschen schrien, rannten, rempelten sich an, stürzten. Einige fielen, wurden überrannt. Chaos brach aus. Jemand riss mich grob an meinem Arm – ich wurde aus Moms Griff gezerrt. Es tat weh, ich schrie erneut.

Vor mir tauchte das Gesicht des Obdachlosen auf – verzerrt zu einer Fratze. In seiner Hand: ein Messer. Groß. Bedrohlich. Er zischte wie ein Reptil, hob die Waffe und holte langsam aus. In seinen Augen lag Hass.

Gerade, als das Messer auf mich niederfahren wollte, schnellte eine Pranke heran – riesig, mit Klauen – und traf den Obdachlosen mit voller Wucht. Sein Körper wurde wie eine Stoffpuppe durch die Luft geschleudert – der Schlag war so heftig, dass er in der Mitte zerriss.

Gleichzeitig riss ein weiteres Geschoss die Brust des Werwolfs auf. Ein zweiter, ohrenbetäubender Knall folgte. Ich wandte mich schreiend ab und vergrub mein Gesicht zitternd in den Armen meiner Mutter.

Blut spritzte auf den Boden, mischte sich mit Staub. Dann – ein drittes Projektil. Es schlug nur Zentimeter neben mir ein.

»Runter!«, rief Dad uns zu, warf sich gegen Mom und mich und brachte uns zu Fall. Dann sprang er in den nächstgelegenen Graben.

»Schnell! Geht hier unten in Deckung!«, rief er uns hektisch zu.

Während er Mom zu sich in den Graben zog, rollte ich mich zu ihm hinunter. Weitere Geschosse schlugen währenddessen dicht neben mir ein.

Dann wurde es still. Nur noch das Kreischen der Menschen war zu hören, das allmählich von Sirenen übertönt wurde. Ich hob vorsichtig den Kopf über den Rand des Grabens – der Werwolf war verschwunden. Nur eine Blutspur verriet, wohin er geflohen war.

Dad zog mich mit den Worten »bleib unten!« zurück in den Graben.

Endlich sah ich die ersten Polizisten. Zielstrebig kamen sie auf uns zu und sicherten die Gegend ab. Es mochten nur Minuten vergangen sein, bis sie bei uns eintrafen. Mir kamen sie vor wie Stunden.

Einer der Beamten trat an uns heran. »Kommen Sie! Alles ist gut. Sie sind in Sicherheit.«

Zögernd krochen wir aus unserer Deckung. Dad versuchte, mir mit der Hand die Augen zu verdecken, doch ich sah es trotzdem: der Platz war ein Schlachtfeld. Das Innere des Obdachlosen war auf dem Boden verteilt, seine Leiche grotesk verdreht, in zwei Hälften. Überall war Blut.

Während der Tatort abgesperrt wurde, führte uns ein Polizist fort zum Rand des Parks. Viele Menschen hatten sich dort um die Einsatzfahrzeuge versammelt – darunter Schaulustige und Reporter, die von dem Zwischenfall erfahren hatten, aber auch weitere Polizisten und medizinisches Personal.

Als wir den Platz betraten, stürmten schon die Reporter herbei und versuchten, an uns heranzukommen. Die anwesenden Polizisten scheuchten sie fort und schirmten uns ab. Aus der Ferne überschütteten sie uns mit Fragen, während wir an ihnen vorbei zu einem der

Rettungswagen geführt wurden. So gut es eben ging, mied ich jeglichen Sichtkontakt zu ihnen und hüllte mich in Schweigen. Von Sanitätern wurden wir in Empfang genommen.

Ein junger Mann sprach uns an. »Hier, nehmen sie Platz. Möchten sie etwas trinken?«

»Ja, gerne. Vielen Dank«, antwortete Dad und nahm die Plastikbecher für uns in Empfang.

»Ruhen sie sich erst einmal aus. Ein Detective wird bald zu ihnen kommen und sie zu dem Vorfall befragen, wenn sie sich dazu in der Lage fühlen.«

Mein Vater nickte. »Ja, er kann kommen.«

Ich saß auf dem Boden des Rettungswagens und nippte an meinem Becher. Das Gewusel der vielen Menschen um uns herum nahm ich nicht wahr. Mein Verstand hatte sie einfach ausgeblendet, denn ich mochte mit keinem von ihnen interagieren. Die Sensationsgier der Reporter und der Schaulustigen war mir zuwider. Die einen ergötzten sich am Leid der Betroffenen und die anderen machten damit ihr Geschäft. *Bad news are good news*, hieß es in Medienkreisen. Weswegen wohl? Mein Kopf war leer. Mir fiel es schwer, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen, und die Ereignisse zu sortieren. Dabei war doch alles klar. Der aufdringliche Obdachlose war wegen Dads rigider Abfuhr außer sich geraten und wollte mich erstechen – womöglich im Affekt. Wir wurden aber von einem Werwolf attackiert, der ihn erschlug, bevor er mich töten konnte. Ein Heckenschütze der Polizei traf den Werwolf und vertrieb ihn, bevor er auch uns noch zerfetzen konnte.

Genauso hatten wir es zu Protokoll gegeben, als der Detective erschien und uns zu den Geschehnissen befragte. Nach der Befragung sollte noch ein Psychologe mit uns sprechen. Auf den psychologischen Beistand verzichteten wir jedoch. Wir wollten nichts mehr davon hören oder sehen – nur noch so schnell wie möglich nach Hause.

Als wir endlich daheim ankamen, war der Vorfall bereits Thema in sämtlichen Lokalsendern. Radio und Fernseher schalteten wir sofort

aus und mieden das Thema, so gut es eben ging. Stattdessen versuchten wir uns mit Gesellschaftsspielen abzulenken und den Abend halbwegs normal hinter uns zu bringen. Aber meine Gedanken waren immer noch im Penn Valley Park. Ich schwitzte, und die Angst schlug mir auf den Magen. Mir war schlecht. An Essen war nicht zu denken. Ich wollte mich nur noch verkriechen. Also verabschiedete ich mich früh von meinen Eltern und ging ins Bett.

Doch ich konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht lag ich wach – gefangen in einer rastlosen Spirale aus Angst und Verzweiflung. Jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, sah ich ihn wieder: den Obdachlosen mit seinem entstellten Gesicht, als hätte etwas Dämonisches von ihm Besitz ergriffen. Und dann – die Bestie. Der Werwolf. Die Art, wie er sich bewegte, wie er zuschlug, wie er den Mann zerfetzte … Es war nicht nur grausam. Es war unmenschlich.

Mein Körper zitterte, meine Gedanken überschlugen sich. Ich kannte Werwölfe nur aus Spielen und Filmen – reine Fantasiegestalten. Doch dieses Ding im Penn Valley Park war real gewesen. Ich hatte es gesehen, gehört, gespürt. Der Gestank von Blut hing mir noch immer in der Nase.

Das durfte nicht sein. Es *konnte* nicht sein.

Ich presste die Hände gegen meine Schläfen, versuchte, mich zu beruhigen – aber meine Gedanken rasten weiter. Wenn es Werwölfe gab – was noch? Magie? Okkulte Mächte? War all das, woran ich nie geglaubt hatte, plötzlich real?

Ich wollte das nicht. Ich wollte, dass es einfach nur ein Albtraum war. Aber die Bilder ließen mich nicht los. Es gab keine Antworten. Nur Fragen, Angst – und das Gefühl, in etwas hineingezogen worden zu sein, das ich nicht verstand.

Irgendwann, als die ersten Lichtstrahlen durch mein Fenster drangen, gaben meine Nerven nach. Erschöpft und ausgebrannt fiel ich in einen ruhelosen Schlaf. […]